

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. F. Oppenheim.

(17. Fortsetzung.)

Heinz hatte eine weitere Frage in Bereitschaft, aber noch bevor er über die ersten Worte hinausgekommen war, legte Margot ihre Hand auf seinen Arm.

„Ich höre die Stimme meines Bruders. Wir dürfen uns ihnen nicht länger entziehen. Du mußt dich vorher mit dem begnügen, was Du soeben von mir gehört hast, und ich meine, es kann Dir nicht schmer fallen, alles übrige selbst zu errathen.“

„Was! — Aber eines bist Du mir immer noch schuldig, Margot: die Antwort auf die Frage nämlich, wann es mit dem Vergnügen sein soll, Dich als mein geliebtes Weib in die Arme zu schließen.“

Sie hatte sich bereits erhoben, und indem sie ihre beiden Hände auf die Schultern des vor ihr stehenden legte, neigte sie ihr schönes Gesicht tief auf das seine herab. „Ich werde Dir gehören, mein Freund, sobald ich gewiß sein kann, daß ich in Deinem Leben nicht ebenfalls die Rolle des unheilvollen Verbündnisses spielen werde. Denn ich liebe Dich, und wie mein Herz bis zu der Stunde, da ich Dich zuerst gesehen, nie für einen anderen Mann geschlagen hat, so wird es bis zur Stunde meines Todes nie einem anderen Mann gehören.“

„Wohlan denn, so weiß ich doch wenigstens, für was ich zu kämpfen habe, und welches der Preis meines Sieges sein wird. — Morgen früh fahre ich mit Deinem Bruder nach Berlin, und ich gelobe, daß Du mich nicht früher wiedersehen wirst, als bis ich auch den wieder drohenden Schatten von Deinem Lebenswege verschweicht habe.“

30. Kapitel.

Vor dem Anhalter Bahnhof in Berlin verabschiedete sich Heinz von Herbert v. Wehringen. Er hatte ihm angeboten, sich seiner Wohnung zu bedienen, Herbert jedoch hatte mit der Bemerkung abgelehnt, daß sie ihre Gegner nur unnütz aufmerksam machen würden, wenn er mit Heinz zusammen wohne. So fuhr denn Hoffelder allein nach der Kantstraße hinaus, während Herbert sich in ein Hotel begab.

Auf der Treppe traf Hoffelder mit Paul Martens zusammen. Mit flüchtigem Gruß gingen sie aneinander vorüber, aber Heinz nahm doch wahr, daß der Kleine, der schon bei seinem Kommen elend genug ausgesehen hatte, sich in der Zwischenzeit nicht zu seinem Vortheil verändert hatte. Die Kleider seines Bruders schienen ihm noch weiter geworden zu sein, und unter den Augen, die einen Blick tödtlichen Hasses auf Hoffelder warfen, lagen schwarze Schatten, die von durchwachenden Nächten zeugten. Er suchte zwar die Lippen zu einem herausfordernden Lächeln zu verziehen, während er an Heinz vorbeiging, die Treppe hinabzulaufen, aber es wurde doch nur eine verzerrte Grimasse der Wuth daraus.

Heinz öffnete die Thür, und auf das Geräusch hin, das sein Eintritt verursachte, kam die Aufwärterin herbeigelaufen.

„Ja, ist der Herr wirklich wieder da?“ begrüßte sie ihn und nahm ihm seinen Koffer ab. „Ach hab' gedacht, der Herr sollte in paar Wochen wegbleiben! — Na, aber ordentlich braungebrannt — det muß man sagen!“

Heinz ordnete vor den Spiegel ein wenig seine Kleider und sagte dabei: „Ich mußte aus geschäftlichen Gründen früher zurückkommen, Frau Friede!“ — Ist in der Zwischenzeit jemand hier gewesen?

„Det können Se sich doch denken, Herr Hoffelder! — Nicht in zweiten Tag kamen in paar Herren, die Sie besuchen wollten. Ach habe die Karten da in die Schale gelegt. Na, und denn war awwermal in Herr da, der durchaus wissen wollte, wo Se hin wären — Brombroski oder so ähnlich hieß er.“

Heinz wandte sich ungestüm um. „Sie haben ihm doch höfentlich nicht mitgeteilt, wohin ich gerathet war?“

„Ach, wo werd' id denn!“ protestirte Frau Friede. „Se hatten mir doch gesagt, daß id et niemand sagen derste. — Wat mit die Post jetommen is, habe id Ihnen allens nachgeschickt.“

„Na, ja — ich habe es bekommen“, erwiderte Heinz zerstreut. Er grübelte darüber, was Dombrowski von ihm gewollt haben mochte. „Der Briefträger war heute noch nicht hier?“

„Der kommt erst um halbe neune. Aber ja — det hätte id beinah vergessen — der Herr von da oben hat mir auch ausfragen woll'n. — Na, wer wird denn det schon wieder sind?“

Es hatte gekläret, aber es war nur der Briefträger, der einen ganzen Stoh Postkasten für Heinz abzugeben hatte. Hoffelder nahm sie mit in sein Arbeitszimmer und warf sie dort auf die Platte des Schreibtisches. Erst nachdem er sich umgekleidet hatte, unterzog er sie einer flüchtigen Musterung.

Es waren zumeist Rechnungen und Zeitungsclippings, die man ihm unangefordert ins Haus schickte, oder neugierige Mittheilungen, die er nach oberflächlicher Lectüre bei Seite warf.

Dann aber fiel ihm ein Brief von anderer Art in die Hände, ein Umschlag von jenem Format, dessen sich junge Damen mit Vorliebe zu bedienen pflegen. Heinz drehte das Schreiben ein paar Mal zwischen den Fingern, um es dann mit einer unruhigen Bewegung ebenfalls bei Seite zu werfen. Er hatte sich schon vorher den Kopf darüber zerbrochen, wie dieser auffällige Briefumschlag in sein Zimmer hätte kommen können, nun aber hatte er entdeckt, daß das Parfüm, gegen das er eine unüberwindliche Abneigung hatte, dem flüchtigen Briefchen entströmte, und er konnte sich nicht entschließen, es zu öffnen.

Sicherlich war es wieder irgend eine unbefannte Verehrerin, die ihn um ein Autogramm ersuchte — er hatte schwärmerische Zuschriften von dieser Art in stattlicher Anzahl bekommen, seitdem sein erstes Werk eine so außerordentlich befällige Aufnahme gefunden hatte, und halb aus Bequemlichkeit, halb in der Furcht, sich durch eine Antwort die Briefschreiberin erst recht auf den Hals zu locken, hatte er sie stets unerwidert gelassen.

Aber während er dann im Zimmer beschäftigt war, floßen seine Gedanken immer wieder zu dem wohlriechenden Briefchen hinüber, und eine unerklärliche innere Unruhe veranlaßte ihn schließlich, noch einmal danach zu greifen und den Umschlag abzuwickeln. Ein mit unregelmäßigen, von wenig geschulter Hand hingetragenen Reilen bedecktes Blatt war es, das er entfaltete, und als er nach seiner Gewohnheit zunächst die Unterschrift las, wußte er, daß er gut daran that, den Brief zu öffnen.

„Berehrter Freund und Gönner!“ las er. „Ach nenne Sie so, obwohl Sie Ihr Versprechen, mich einmal wieder aufzusuchen, nicht gehalten haben. Das ist großmüthig von mir — nicht wahr? — Aber ich will meine Großmuth noch weiter treiben und Ihnen verrathen, daß ich eine sehr, sehr wichtige Neuigkeit für Sie habe — das heißt, wenn Sie der Frau Martens noch interessirt. Ach sagte Ihnen doch, daß ich ihn für verheirathet gehalten habe? — Nehi glaube ich es ganz bestimmt, und wenn Sie mich besuchen wollen, werde ich Ihnen sagen, wiezeman. Sie kennen ja meine Adresse. Aber Sie müssen schon an einem Vormittag kommen, denn Nachmittags sind jetzt immer sehr lange Proben, und wissen Sie — ich möchte nicht gern, daß Sie ins Theater kommen. Es ist immer ein junger Mann da, der sich für mich interessirt, und ich möchte nicht gern, daß er Sie mit mir zusammen sieht. Sie werden mich verstehen — ja? — Also besuchen Sie recht bald, Sie Ungetreuer, Ihre Nieme Hofmeister.“

Erregt sprang Heinz auf und sah auf die Uhr. Es war eben neun, und vor ihm war die kleine Choristin vom Eldorado-Theater sichtlich nicht aus dem Gedächtnis zu lassen, so schwer es dem jungen Schriftsteller auch werden mochte. Durch einen Brief, den er dem nächsten Nachtpostamt zur Beförderung übergab, hat er Herbert, ihm am Nachmittage aufzusuchen, da er ihm vorausichtlich wichtige Neuigkeiten mitzutheilen haben würde.

Eine autumthia dreinschauende, behäbige Frau öffnete ihm, als er um die erste Stunde an der Wohnung Fräulein Hofmeisters die Gasse zog. Er nannte ihr seinen Namen, und sie führte ihn sogleich in einen hübschen kleinen Salon und vertraute ihm an, daß ihre Nieme“ ihr schon sehr viel von dem Herrn erzählt habe und daß sie sicherlich sehr glücklich über den Besuch sein würde. Als edite und rechte Theatermutter sang sie erst eine gute Weile das Lob ihres Schützlings in allen Tonarten, ehe es ihr einfiel, an die verschlossene Thür des Nebenimmers zu klopfen und durch das Schlüßelloch die kleine Choristin anzurufen.

„Es dauerte eine gute Weile, ehe die schlaftrüge Frage kam, was man denn von ihr wüßte. Aber als die mütterliche Logawirtin ihr verkündete, daß der Herr Hoffelder gekommen sei, wurde es drinnen sogleich lebendig.“

„Na, aber warum so früh!“ erklang es im Tone höchsten Erstaunens. „Bitte doch Herrn Hoffelder, Platz zu nehmen. Ach werde sofort kommen.“ Immerhin verging eine halbe Stunde, ehe sie über die Schwelle trat.

„Entschuldigen Sie meine Toilette“, sagte sie Heinz mit einem freundlichen Lächeln beizühend. „Aber ich hatte Sie nicht so früh erwartet, und ich wollte Sie nicht warten lassen.“

„Ach erhielt Ihren lebenswichtigen Brief heute morgen, und ich gogerte natürlich nicht, von Ihrer Einlabung sofort Gebrauch zu machen. Da Sie mir verboten, in das Theater zu kommen —“

Nieme Hofmeister seufzte tief auf. „Ach ja — ich mußte es wohl“, sagte sie, während sie sich in einen der zierlichen Polsteressel schmeigte und ihn durch eine Handbewegung aufforderte, sich ihr gegenüber zu setzen. „Sie glauben nicht, wie schrecklich eifersüchtig dieser Muppi ist — er heißt eigent-

lich anders, aber der Name paßt viel besser zu ihm — und er macht mich immer lächerlich mit seinem Getöse. Und dabei gebe ich ihm doch wirklich keinen Grund dazu.“

Die letzte Bemerkung war von einem letzten Seitenblick auf Heinz begleitet, der verständlich genug andeutete, daß Fräulein Nieme doch nicht ganz abgeneigt sein würde, dem armen „Muppi“ Grund zur Eifersucht zu geben.

Hoffelder erwiderte mit einer tadellosen Verbeugung: „Sicherlich nicht, mein Fräulein! — Aber Sie werden verzeihen, wenn ich sogleich auf den eigentlichen Zweck meines Besuches zu sprechen komme. Sie machten mir in Ihrem Briefe Andeutungen darüber, daß Sie mir etwas mitzutheilen —“

„Interessiren Sie sich denn wirklich noch für diesen Martens? — Ach bin froh, daß ich von der Gesellschaft keine Scherereien weiter gehabt habe, und ich habe geschworen, ob ich Ihnen meine Beobachtungen wirklich mittheilen sollte.“

„Aber ich verstehe nicht —“

„Na, das können Sie doch verstehen!“ entgegnete Fräulein Nieme lässlich. „Sie werden es wenigstens verstehen, wenn ich Ihnen gesagt habe, was ich bemerkte und was ich mir dazu denke. Mit dem zweiten will ich anfangen. Ach denke mir nämlich, daß Martens unter einem falschen Namen verheirathet gewesen ist, und daß seine Frau keine Ahnung davon gehabt hat, wie ihr Mann eigentlich heißt. Deshalb hat sie sich nicht gemeldet, als der Mord an Martens bekannt wurde.“

„Das klingt alles etwas unwahrscheinlich. Wie sind Sie denn —“

„Lassen Sie mich nun erst erzählen. Wie ich gestern Nachmittag zur Probe ins Theater ging, fiel mir eine ärmlich und geschmacklos angezogene Frau auf — hübsch war sie übrigens auch nicht — die anscheinend in großer Aufregung mit dem Portier sprach. Ach sah, wie der Mann bedauernd die Achseln zuckte und sie schließlich fortschickte. Ach will nun gestehen, daß die Neuigkeit meine schwache Seite ist, und ich ging darum nachher zu dem Alten und fragte ihn, was die Frau gemollt hätte. Da erzählte er mir, daß sie sich nach einem Herrn erkundigt hätte, der so und so aussehe und angeblich zu den Stammgästen des Theaters gehöre müße. Er könne sich aber nicht denken, wer es sein sollte. Na, ich habe mir zuerst auch nichts gedacht und habe noch ein paar schlechte Witze darüber gemacht. Am Abend aber erzählt mir eine Kollegin, es sei eine Frau im Theater, die sich nach einem Herrn Martens erkundigte und sich durchaus nicht überzeugen lassen wollte, daß man einen Herrn Martens hier nicht kenne. Ach weiß nicht, was mich mit einem Male fuzig machte — ob es der Name war oder was sonst, jedenfalls hatte ich einen merkwürdigen Verdacht, den ich nicht wieder loswerden konnte. Ach hat meine Kollegin, mir die Frau einmal durch das Guckloch im Vorhang zu zeigen. Es war natürlich dieselbe, die ich am Nachmittage gesehen hatte. Und wie ich sie mir so recht aufmerksam betrachtete, fiel mir mit einem Male ihre Aehnlichkeit auf mit —“

„Nun — mit —“

„Mit dem Kinde, dessen Photographie mir Otto Martens gezeigt hat.“

„Ach!“ stieß Heinz überrascht hervor. „Das ist in der That sehr seltsam. Und wie verhielt sich die Frau weiter? Haben Sie mit ihr gesprochen?“

„Ach werde mich hüten. Aber ich habe sie natürlich auch nicht einfach davonziehen lassen. Meine Kollegin ist im Zwischenakt auf meinen Wunsch zu ihr hinausgegangen und hat ihr gesagt, daß morgen — also heute — Abend ein Herr kommen würde, der vielleicht etwas über Herrn Martens wisse. Die Frau hat meiner Kollegin das Aussehen des angeblichen Martens noch einmal genau beschreiben müssen; für mich giebt es kaum einen Zweifel mehr, daß es sich wirklich um Otto Martens handelt. Aber — wie gesagt — annehmbar ist mir die Geschichte nicht.“

„Aber warum denn nur? Was soll Ihnen denn passieren? Was soll Fräulein Nieme so die runden Schultern hoch und lächelnd ein wenig spöttlich. „Können Sie sich das wirklich nicht denken? — Wenn diese Frau erzählt, daß Martens in Wirklichkeit Martens hieß, so erzählt sie doch natürlich auch alles, was mit seinem Tode zusammenhängt. Zum Beispiel, daß Herr Otto Martens eine Stunde vor seinem Tode mit Fräulein Nieme Hofmeister zusammen souvirte, und — na, und so weiter. Verstehen Sie mich nun?“

„Wenn es wirklich keine Frau sein sollte, so wird sie vernehmlich, wenn sie die Wahrheit erfährt, anderes zu thun haben, als Ihnen nachträglich Eifersuchtszänen zu machen“, meinte Heinz.

Fräulein Nieme schüttelte den Kopf. „Da kennen Sie die Frauen nicht. Sie wird sofort zu mir kommen, wenn sie die ganze Geschichte in der Zeitung liest — verlassen Sie sich darauf. Und dafür, daß ich es Ihnen trotzdem erzählt habe, müssen Sie mir schon einen Gefallen thun.“

„Wenn es in meiner Macht steht — gern.“

„Sie haben doch sicherlich die Absicht, heute Abend ins Theater zu gehen, um mit der Frau zu reden. Wenn Sie dann selbst zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß es Martens' Frau ist und ihr die Wahrheit offenbaren, müssen Sie ihr einzuereuen ja-

den, daß sie gar keinen Grund hätte, auf mich eifersüchtig zu sein. Vielleicht hilft mir das, Wollen Sie mir's versprechen?“

„Ach will es Ihnen gern versprechen, obwohl es meiner Ueberzeugung nach nicht notwendig ist. — Aber ich will Sie nun nicht länger aufhalten. Werden wir uns heute Abend im Theater sehen?“

Fräulein Nieme war über seinen plötzlichen Ausbruch nun ernstlich gekränkt. „Nein!“ erwiderte sie schnippisch. „Sie wissen ja, daß ich Unannehmlichkeiten davon hätte, und wieder nichts zieht man sich doch nicht gern Unannehmlichkeiten an.“

„Ach will Ihnen gewiß keine Angelegenheiten bereiten. Jedenfalls danke ich Ihnen herzlich für Ihre Mittheilungen, und wenn Ihnen Verlegenheiten daraus erwachsen sollten, oder wenn Sie sich überhaupt einmal in Verlegenheit befinden, so wenden Sie sich nur getrost an mich.“

Die letzte diplomatische Wendung lächelte die kleine Choristin wieder vollständig aus. Sie erklärte großmüthig, daß sie von dem freundlichen Versprechen im Notfall Gebrauch machen würde, und geleitete ihn dann bis vor die Wohnstübthür hinaus, um sich mit ihrem freundlichsten Lächeln und ihrem feurigsten Blick von ihm zu verabschieden.

31. Kapitel.

In tiefen Gedanken ging Hoffelder durch die Straßen. Er versuchte, aus den Mittheilungen der Choristin Schlüsse zu ziehen, aber er mußte sich sagen, daß es doch nur Vermuthungen waren, die ihn erfüllten.

Schon damals, als ihm Nieme Hofmeister zuerst von der Möglichkeit gesprochen hatte, daß Martens im geheimen verheirathet gewesen sei, war ihm der Gedanke gekommen, daß Martens ein Doppelleben geführt haben könnte und daß es vielleicht noch einen zweiten Kreis von Menschen gab, der sich um Martens geschloffen hatte und der ohne Berührung war mit jenen, die in Berlin den Verkehr des Mannes ausgemacht hatten. Nun legte er sich die Frage vor, ob in Wahrheit vielleicht „Otto Martens“ ermordet worden war.

Nun, er würde ja erfahren, ob die Vermuthungen der Choristin richtig waren; wenn es in Wahrheit Martens' Frau war, die im Eldorado-Theater nach ihm geforscht hatte, so mußte sich auch ermitteln lassen, wer sonst noch mit dem angeblichen Martens in Verbindung gestanden hatte.

Der Lärm auf den Straßen, der ihm nach der Ruhe des Landlebens doppelt aufdringlich erschien, that ihm weh. Unten in Buchberg war der Mensch in ihm erwachen, und die menschlich große Leidenschaft, die ihn für Margot erfüllte, hatte dort die Sorgen und Grübeleien über den Mord an einem ihm doch ganz gleichgültigen und sicherlich werthlosen Menschen in seinen Augen nicht erscheinen lassen und ihn darüber erhoben. Hier aber, wo er selbst nichts war als eines der Rädchen in der gewaltigen, ewig betriebelamen Maschine, die die Großstadt darstellte, wurde er selbst wieder kleiner, und all jene quälenden Sorgen größer. In Buchberg hatte ihm selbst im innersten Herzen die Gefahr gering erschienen, die Margot bedrohte, und die doch nur darin bestand, daß sie vor einer Anzahl gleichgültiger Menschen bloßgestellt wurde; hier aber fühlte er sich so unfrei und so bedrückt, als daß diese Erkenntniß hätte in ihm lebendig bleiben können.

Er war schließlich vor seinem Hause angelangt, aber er zögerte, es zu betreten, und dann gab er sich einen Ruck, um geradezu die Komtesse Hermine Waldendorff aufzusuchen.

Er hatte ja wenig Aussicht, sie um diese Stunde dabeim anzutreffen, denn er mußte, daß sie im Mittagssaal in irgend einem Restaurant einzunehmen pflegte, aber der Zufall war ihm aünstig. Die kleine Rose, die ihn mit vertraulichem Lächeln begrüßte, sagte ihm, daß die Gräfin noch dabeim sei und führte ihn in den Salon mit der Bitte, sich ein wenig zu gebulden.

Gleich darauf betrat die Komtesse das Zimmer. Sie begrüßte ihn mit warmer Herzlichkeit; aber vom ersten Augenblick an wurde er aware, daß sie nicht so heiter, gelassen und so ruhig war wie sonst. Sie schien von einer nervösen Unruhe erfüllt, die sie vergebens zu verbergen suchte.

„Zeit wann befinden Sie sich denn wieder in Berlin?“ fragte sie, während sie ihm einen Stuhl anbot und selbst an die Tischplatte gelehnt stehen blieb.

„Erst seit diesem Morgen. Aber die wenigen Stunden, die ich nun wieder hier zubringe, haben ausgereicht, mir Berlin zu verleben, während ich mich dreihäusig Jahre hindurch doch ganz wohl hier gefühlt habe. Ach hätte zu einer passenderen Stunde kommen sollen, aber ich hielt es nicht länger aus. Ach mußte mit einem Menschen reden, der sich mit Buchberg und seinen Bewohnern in Zusammenhang steht.“

Die Gräfin Waldendorff nickte Hoffelder lächelnd zu. „Ach verstehe Sie gut genug. Habe ich doch heute morgen einen Brief von Margot erhalten, der mich von allem unterrichtet hat, was sich auf Buchberg zutrug. Ach kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich darüber gefreut habe.“

Sie verdrängte die Hände hinter dem Kopf und rechte tief aufathmend ihre

Gefalt. „Wissen Sie, daß ich Sie um diese Reise von Herzen beneidet habe!“ sagte sie, und durch die in scherzendem Ton gesprochenen Worte zitterte ein tiefer Ernst. „Ach nehme mich unaußersprechlich fort von hier — dieses Leben ist mir beinahe unerträglich geworden. Ach habe ein Gefühl, als verwandelte man mich hier aus einem Menschen langsam in einen Automaten, der nur auf bestimmte Funktionen eingerichtet ist und empfindungslos bleiben muß für alles Schöne, für alles Ueberhaupt, was das Leben lebenswerth macht.“

„Ach lebe manchmal in der arauenhaftesten Furcht, daß ich den Weg zu meinem bessern Selbst gar nicht mehr zurückfinden würde — auch wenn das hier abgethan ist.“

„Sie sollten das nicht sagen, Gräfin. Gerade Sie habe ich ja oft genug die schöne Sicherheit beneidet, die Ihnen das Bewußtsein Ihres inneren Wertes geben mußte.“

„Ach weiß nicht — ich ertrappe mich jetzt manchmal auf Anschauungen und auf Rechtsbegriffen, die mir Furcht vor mir selbst einflößen können. Man muß sich davor hüten, sich über das, was wir hier thun müssen und was uns geschieht, Gedanken zu machen und Schlüsse daraus zu ziehen, wenn man nicht an allem irre werden soll. Vielleicht, daß wir später einmal, wenn wir objektiver darüber denken können, sogar einigen Nutzen davon haben werden.“

„Ach will Ihnen auch sagen, weswegen ich mich so sehr über Margots Schreiben gefreut habe. Nicht so sehr darüber, daß sie sich nun endlich mit Ihnen verlobt hat, denn das ist doch schon gekommen, habe ich ja von vornherein gewußt, aber dieser Brief atmet einen anderen Geist, als er Margot hier in Berlin erfüllte. Sie stand viel zu sehr unter dem Bann der traurigen Geschehnisse hier, als daß ich nicht für ihre Seelenruhe hätte fürchten sollen. Nun aber habe ich die zuverlässige Ueberzeugung, daß sie wenigstens innerlich die Alte geblieben ist, daß ihre Selbstaufopferung ihr keinen Schaden zugefügt hat.“

„Nein — Margot kann keinen Schaden an ihrer Seele gelitten haben“, sagte er ernst. „Von Tag zu Tag lerne ich den herrlichen Schatz höher werthen, der mit ihrer Liebe angefüllt ist.“

„Sie thun recht daran, ihn sehr hoch einzuschätzen, denn es giebt kein selbstloseres und edleres Gefühl, als es Margot ist. — Aber verzeihen Sie, wenn ich sogleich wieder auf die unaußersprechliche Angelegenheit zu sprechen kommen muß, die uns hier in Berlin festhält. Ach habe heute Morgen einen Brief bekommen, der mich im höchsten Maße beunruhigt. Er ist von Dombrowski.“

„Wie!“ rief Heinz überrascht. „Hat der Burke die Dreistigkeit, jetzt auch Sie —“

„Er hat zweimal versucht, mich zu sprechen, und ich habe ihn zweimal abweisen lassen. Margot schreibt mir, daß Sie von allen Einzelheiten unterrichtet sind, und ich darf Ihnen daher zu meiner großen Erleichterung den Brief zeigen, den mir der Vole geschrieben hat.“

Das Schreiben, das sie Heinz überreichte, lautete: „Gnädigste Gräfin! Ein bedauerliches Mißgeschick ließ mich für meine Ihnen zugesandte Aufwartung zwei Mal eine Stunde wählen, zu der Sie nicht in der Lage waren, mich zu empfangen. Ach beklage das umso aufrichtiger, als es nicht ausschließlich meine eigenen Interessen waren...“

„Mir den Wunsch nahelegten, Sie zu sprechen. Es leitete mich dabei vielmehr in ungleich höherem Maße die Hoffnung, Ihnen, anädigste Gräfin, oder einem der Persönlichkeiten, die Ihnen nahesteht, einen nach meinem Dafürhalten recht wesentlichen Dienst leisten zu können. Gewisse Umstände, auf die ich hier des Näheren nicht wohl eingehen kann, haben mich um Mitwissen von Vorkommnissen gemacht, deren Bekanntheit umföweniger in den Wünschen der erwählten Persönlichkeiten liegen kann, als es nach Lage der Dinge in erster Linie der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter tun müßten, die sich dafür interessieren würden. Meine moralische und gefühlige Verpflichtung zur Preisgabe meiner zufällig erlangten Kenntnisse beginnt aber erst in dem Augenblick, in dem ich für meine Person die Ueberzeugung gewinne, daß es strafbare Handlungen sind, die dabei in Frage kommen, und ich hege einwinkeln noch die angenehme Zuversicht, daß es Ihnen, anädigste Gräfin, bei vertraulicher Aussprache un schwer gelingen würde, mich von der Haltlosigkeit einer solchen Annahme zu überzeugen. Eine Weigerung, mir diese Aussprache

zu gewähren, würde mir allerdings die unaußersprechliche staatsbürgerliche Pflicht auferlegen, die Aufklärung den berufenen behördlichen Organen zu überlassen, und ich würde nicht in der Lage sein, die erforderlichen Schritte um länger als achtundvierzig Stunden hinauszuverschieben. Deshalb erbitte ich von Ihrer Güte eine sofortige Mittheilung, wann und wo ich innerhalb der bezeichneten Frist die Ehre und das Vergnügen haben kann, Sie zu sprechen. Zur Vermeidung von Mißverständnissen aber möchte ich noch hinzufügen, daß es sich bei den neuerlich zu meiner Kenntniß gelangten, äußerst wichtigen Momenten nicht etwa um die Wahrnehmung handelt, von der ich bereits zu einem Ihrer Freunde gesprochen, sondern um eine bedeutungsvolle Feststellung, die an und für sich wohl geeignet scheint, Licht in das Dunkel der Affäre Martens zu bringen.“

„Mit der Versicherung, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn gnädigste Gräfin mir dazu verhelfen könnten, diese Entbedung, die bisher ausschließlich mein Geheimniß ist, auch weiterhin als solches behandeln zu dürfen, habe ich in Erwartung Ihrer umgehenden Rückäußerung die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen als Ihre gehorsamster Di. Dombrowski.“

Schweigend faltete Heinz das Blatt zusammen und gab es der Gräfin, deren Augen in angstvoller Erwartung auf seinem Gesicht ruhten, zurüd.

„Und was rathen Sie mir zu thun? Soll ich ihm nun doch schreiben, daß ich bereit bin, ihn zu empfangen?“

Entschieden schüttelte Hoffelder den Kopf. „Nein!“ sagte er fest. „Natürlich muß jemand mit Dombrowski reden, denn der Ton seines Schreibens läßt ja leider keinen Zweifel darüber zu, daß er thatsächlich für uns unangenehme Entbedungen gemacht hat, aber ich würde es für verheißt halten, wenn Sie selbst ihn empfangen wollten. Sie dürfen ihm keine Zugeständnisse machen, aber Sie müssen ihm gegenüber auch davor auf der Hut sein, etwa falsche Angaben zu machen oder auch nur ihm in das Gesicht hinein etwas direkt abzuleugnen. Ach aber dann frei und offen mit ihm reden, ohne dabei für meine Person Gefahr zu laufen oder Sie in Gefahr zu bringen.“

„Dasselbe habe ich auch gedacht“, erwiderte die Komtesse in sichtlich erleichterter Stimmung. „Ach wünschte Sie mir deshalb sehr herzlich herbei, als ich heute morgen den Brief empfing. Nun — mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, und wenn Sie wirklich das schwere Opfer bringen wollten —“

„Von einem Opfer kann dabei nicht die Rede sein. Ist es doch jetzt ebenloant meine eigene Angelegenheit, um die es sich hier handelt. Es hat sich hier in Berlin in der Zwischenzeit nichts zugetragen, das ich erfahren müßte, ehe ich zu Dombrowski gehe?“

„Nein! — Ach selbst bin bis auf den zweimaligen Besuch Dombrowskis von allen weiteren Unannehmlichkeiten verloscht geblieben. Ach habe die Zeitungen sehr eifrig studirt, um vielleicht eine Notiz darüber zu finden, ob die Polizei auf eine Spur des Thäters gekommen ist — aber das Schweigen, in das man sich an amtlicher Stelle hüllt, läßt darauf schließen, daß man auch dort noch nicht viel mehr weiß, als bisher.“

(Fortsetzung folgt.)

Wo wir den Zusammenhang nicht zu erkennen vermögen, da reden wir gern von Zufall.

Im Municipal-Konvent in Montreal sprach ein Redner über das schwarze und das weiße Schaf in Municipal-Angelegenheiten. Allem Anscheine nach steht es damit noch immer so, wie es das Kinderlied lehrt: Und wenn das Kind nicht artig ist, Dann kommt das Schwarz und heißt's.

Selbst das Fliegen scheint jetzt keine Kunst mehr zu sein — für den, der es kann.

Die halben Wahrheiten sind die schlimmsten aller Lügen.

Wenn China auch das amerikanische Geld mit Gewalt zurückweist, so findet glücklicherweise doch noch Andere da, die es mit Handfluch nehmen. Darin liegt ein großer Trost.

Die meisten Menschen geben sich höher gewertet aus, als sie sich am Ultimo einlösen können.

Rehtes Mittel.



Alte Jungfer (ungebuldig über die langsame Fahrt): „Aufsicht, hier haben Sie was zu rieden für Ihren Gaul! Der wird ja oymmächtig!“